

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 1

Artikel: Die unheimeligen "Höllens-Vettern"
Autor: Golowin, Sergius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die unheimeligen «Höllenvettern»

Von Sergius Golowin

Den Gegnern der alten Eidgenossen erschien deren Land «unheimlich». Die Romantik, die aus dem Alpenerlebnis eine Art Religion aufbaute, war noch lange nicht geboren, und die Gebirge galten als allem geordneten Leben feindliche Behausungen sichtbarer und übersinnlicher Schrecken. In den Schluchten der Felsen vermutete man nicht nur wirkliche und darum bekämpfbare Bären und Schlangen, sondern zusätzlich sagenhafte Drachen, Basilisken und Stollenwürmer. Noch im 17. Jahrhundert gab es bekanntlich sehr gelehrte Abhandlungen, die die mittelalterliche Vorstellung der Hölle sozusagen in eine wissenschaftliche Lehre verwandelten: Unter unserer von der Sonne und den freundlichen Sternen beschienenen Erdoberfläche sollte sich eine unserer Welt an Ausdehnung ebenbürtige Unter-Welt der Höhlen befinden.

Nachbarn des Drachenreiches

In diesem, nur von gespenstischen Feuerströmen erhellten märchenhaften Reiche der Nacht sollte sich eine ganze eigenartige, uns als ein Erzeugnis des Alpdrucks erscheinende Schöpfung befinden, also Pflanzen und Tiere von fast unvorstellbarer Gestalt. Die Drachen der Volkssagen erhielten durch eine solche, mit unzähligen, entsprechend zurechtgemeisselten «Tatsachen» scheinbar «bewiesene» Theorie, eine «natürliche» Erklärung: Sie wären demnach «ganz einfach» Bürger dieser geheimnisvollen Unter-Welt, denen es «hie und da» gelang, durch abenteuerliche Höhlengänge auf unsere Oberfläche zu gelangen, um dann hier, als gespenstische Fremdkörper in einer freundlichen Umwelt, Angst und Schrecken zu verbreiten.

Die Alpen, deren Reichtum an Riesen- und Drachensagen den Gelehrten früh auffiel, galten darum schon bald als rätselumwitterte Wächter einer besonderen Zahl solcher Eingänge in von keinem Menschenauge erforschte Höhlenreiche. Die Menschen, die in der unmittelbaren Nachbarschaft solcher Orte des Schreckens hausen

konnten, galten darum als etwas besonderes: Wir verstehen, dass eine andere lustige alte Gelehrtentheorie, die den Völkernamen «Helvetier» mit «Höllenvettern», also als Anverwandte, Genossen der Unterwelt und ihrer Gewalten, zu übersetzen versuchte, so viel der Anhänger bekam . . .

Mit den Augen des Feindes

Wie wir es zum Beispiel aus den gewaltigen Dichtungen eines Gotthelf lernen können, glaubte das Volk fast noch bis in die Gegenwart, in den seltsamen Naturspielen um Lawinen, Steinschläge und Wildbäche das Wirken von Naturgeistern erkennen zu können, der Drachen, Bergmännlein, Fänggen oder Gletscherriesen. Auf die Frage, warum bestimmte Felsgipfel im letzten Jahrhundert nicht von ortskundigen Einheimischen, sondern von fremden Touristen erschlossen wurden, erhielt man früher häufig genug die Antwort, dass man sich eben gescheut habe, mit gewissen, dort beheimateten oder ihre Versammlungen abhaltenden Mächten «anzubinden» — also deren Zorn zu wecken!

Der Zürcher Felix Hemmerlin, der im 15. Jahrhundert vom Standpunkt der dem Reich dienenden Edelleute und Städter gegen die Bauern im allgemeinen (und die «auführerischen») Eidgenossen im besonderen) eine wütende Hetzschrift verfasste, schwelgte in Hinweisen auf übersinnliche Beziehungen seiner Feinde. «Die Weiber der Bauern beschuldigte er (allgemein!) der Zauberei, besonders im Lande Wallis im Bistum Sitten.»

Köstliche alte Sagen werden von ihm bei dieser Gelegenheit, selbstverständlich als wohlverbürgte Tatsachen, angeführt: «Bei Luzern sei ein kleiner runder See, lacus Pilati genannt; wer nun diesem nahe ohne ein Wort zu sprechen, der nehme keinen Schaden, wer aber rede und besonders den Namen Pilatus nenne, der werde plötzlich bei klarstem Himmel von furchtbarem Ungewitter überfallen; Hagel stürzen, die Berge beben. Seit undenklichen Zeiten verhalte es sich so.»

Ferner wird uns berichtet, in Bologna habe man zur Zeit des ersten Papstes Johannes XXIII. einen Schwyzer treffen und sprechen können, «einen geringen, einfachen Mann, welcher ein ganzes Jahr in fernen Bergen gewilt mit Succuben, verführerischen weiblichen Geistern, der reizende Dinge von seinem Aufenthalt erzählte». Die ganze, den Erfahrungen der Oberschicht überlegene Naturkunde der Bauern wird übrigens nicht abgestritten, sondern geschickt in recht verdächtige Nachbarschaft gerückt: «Augustinus sagt, dass die Dämonen allerlei wissen, weil sie sehr alte Geschöpfe sind, die viel gesehen und erfahren haben. So auch Ihr Bauern wisst allerlei vom Wetter, Fruchtbarkeit des Jahres usw. zu sagen, weil Ihr des Alters her diese Erfahrung habt.»

Von den in der Schlacht von St. Jakob im Jahre 1444 gefallenen Eidgenossen wird angenommen, dass sie samt und sonders «als böse Geister und Lemuren umgehen» müssen. Sie hätten gekämpft, meint ihr Hasser Hemmerlin, «gerade wie Leonidas, König von Sparta, gegen die Millionen Perser». Dies soll aber nicht etwa ein widerwillig gespendetes Lob sein, sondern eine Anspielung auf die überlieferten Worte des heidnischen Spartanerhüptlings, der seinen Genossen vor der Schlacht zugerufen haben soll: «Esset zu Morgen, um mit den Unterirdischen zu Mittag zu essen!» Also auch hier wiederum ein Hinweis auf die unheimliche «Höllenvetterschaft» der Eidgenossen, ihr vielgenanntes Bündnis mit unheimlichen Mächten — woraus man ihre für ihre Gegner unheimliche, allgemein als Tatsache angenommene Todesverachtung zu erklären versuchte.

Volksdichtung als Grundlage

Wir haben im 20. Jahrhundert, ich erinnere nur an die auch bei uns vielfach nachgeahmten, wissenschaftlich aufgeäumten Blut-und-Boden-Theorien der Faschisten, eigentlich sehr wenig Grund, uns über diesen 500jährigen Missbrauch und die Missdeu-

tung volkskundlicher Beobachtungen zu politischen Zwecken zu verwandeln. Wir müssen sogar, wenn wir den zeitbedingten Aberglauben und den aus Angst geborenen Hass des Meisters Hemmerlin gegen die Eidgenossen (als angeblichen Untergang des Reichsadels und damit der ganzen abendländischen Ordnung) abziehen, vielleicht zugeben, dass er für uns mehr als einen Schlüssel zum Verständnis der alten Schweiz bereitstellte.

Für ein Volk der Berghirten und -jäger musste das Spiel der Naturgewalten, das fast alltäglich zur Vernichtung von Leben bei Mensch und für deren Dasein notwendigem Vieh führte, eine endlose Unzahl von Rätselelementen enthalten. Vor den Augen der Phantasie, des Wachtraums der durch Monate auf den Alpen einsamen Kühern oder namenlosen Gefahren trotztenden Gemsschützen musste zwangsläufig eine Welt der Mächte erstehen, die hinter all diesen übermenschlichen Wirkungen stand.

Einer solchen Haltung gegenüber dem Ausdruck «Aberglauben» zu verwenden, erscheint uns schon aus dem Grunde eine sinnlose Vereinfachung, wenn wir uns vorstellen, durch wie lange Jahrhunderte noch unsere ernstesten, für die Entwicklung der Naturwissenschaften wichtigsten Bücher noch von Naturdeutungen wimmelten, die wir nachträglich nur als letzte Auswirkungen alter Mythologien erklären können.

Kampf mit geistigen Mitteln

Dadurch, dass der Mensch der Berge den Versuch unternahm, mit einer bewunderungswürdigen dichterischen Schöpferkraft sich eine Vorstellung der Kräfte hinter den ihn umtobenden Naturgewalten zu schaffen, wurde seine Welt wahrscheinlich erst freundlich und bewohnbar. Hinter den plötzlich anschwellenden Bächen und unerwartet ins Tal niedertobenden Felsstürzen erblickte er nicht etwa ein allgewaltiges, den Menschen wie ein Spielzeug, eine Kasperle-Puppe ver-

wendendes Schicksal oder die Erde in ein Jammertal verwandelnde grundböse Teufel. Seine Phantasie schuf überall, in unzugänglichen Höhlen und abgelegenen Schluchten Stämme eigenartiger Wesen, in ihrem Treiben in mancher Beziehung vergleichbar dem Menschen, «nur ganz anders»: Eben Bergleutlein, Härdlütli, Grüne Männlein, Salvans, Fänggen, Venediger, Schrättelein, oder wie man sie je nach Landstrich auch nennen mochte.

«Sie sind weder Engel noch Teufel, genau wie es die Menschen fast nie sind», hörte ich von einem Manne, der noch an einen guten Teil der Geschichten um «diese Geschlechter» glaubte, «sie können wie wir bald gut und freundlich, dann wieder launisch, böse und sogar grausam sein. Genau wie wir tun sie oft viel Schreckliches, weil sie Angst bekommen; zum Beispiel, wenn sie fürchten, dass die unachtsamen Leute gewisse Dinge, die für sie wichtig sind, zerstören können. Wenn man aber ihnen gegenüber ruhig und freundlich ist und sie nicht, nur weil man sich vor sich selber und seinen Mitmenschen gross machen will, überflüssigerweise herausfordert und beleidigt, dann halten sie es ebenso. Man erzählt viel, dass darum das Leben in den Bergen, wo die Menschen doch von der Technik und solchen Sachen nichts wussten, aber auch das Unsichtbare achteten, viel leichter und schöner war als heutzutage.»

Ganz ähnliche Aussprüche, vom Karpathenvolk der Huzulen in ihren Sagen aufgeschrieben, gesellschaftlichen Einrichtungen und Kämpfen für die Unabhängigkeit in manchen Beziehungen den eidgenössischen Alpirten vergleichbar, vernahm ich auch mündlich von polnischen Volkskundlern.

Mystik der «Murmeltierhöhlen»

Ich glaube, in dieser seelischen Bewältigung, phantasievollen und freundlichen Belebung einer an sich mörderischen Umwelt, zu welchem Vorgang bei missgünstigen Beobachtern wie Hemmerlin genug Missverständnisse

entstehen mussten, liegt eines der Geheimnisse der Kulturleistung der alten Schweiz. Durch seine auf einsamen Sommerweiden und in verschneiten Alphütten im Winterdunkel entstandenen und weitererzählten Sagen, in seinen Weihnachten und Frühling lustig vereinigenden Maskenbräuchen sah der Mensch seine Welt als ewiges von Spannung erfülltes Spiel zwischen elementaren Kräften. Sogar der so häufige gewaltsame Tod in den Bergen verlor dadurch seinen Schrecken — der verunfallte Jäger, der abgestürzte Hirte oder Wildheuer wird in vielen Sagen «einfach» vom Geistervolk geholt, um an seinen zeitlosen Geheimnissen teilzunehmen.

«Da draussen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird», schrieb Goethe über die Bewohner der Schweizergebirge und er spottete gutmütig über «diese armen Teufel auf ihren Klippen und Felsen». Auch Goethe war damit, genau wie 400 Jahre früher der Eidgenossenverächter Hemmerlin, zweifellos einem kulturgeschichtlichen Rätsel eng auf der Spur.

Vom Reichtum der armen Teufel

Eine Walliser Sage, die, soviel ich mich, ohne im Augenblick das Beleg in der Hand zu haben, richtig erinnere, noch im 19. Jahrhundert aufgeschrieben wurde, erzählt ungefähr das folgende: Ein Mann wird sehr alt und lebt in der gleichen Hütte nicht weniger als ein ganzes Jahrhundert. Nach seinem Ableben sieht ihn ein die Gabe des Geistersehens besitzendes Mädchen an seinem Wohnort durchziehen und es hört, wie der Mann zu seinen Gefährten aus dem Nachtvolk sagt: «Hier war ich einmal über Nacht.»

Wie in den schönsten indischen Mythen erscheint damit hier das Einzeldasein des Menschen nur als ein winziger, nebensächlicher Abschnitt im Strom des ewigen Lebens: Ein